

keit und Solidarität. Noch plastischer, noch deutlicher sind die Unterschiede und ist damit das Potential des Parteienwettbewerbs in der *Zuordnung der Grundwerte zueinander*, in der Bestimmung ihres Ranges im Falle von Wertkonflikten.

Für die FDP gilt da holzschnittartig: Im Zweifel für die Freiheit; sie ist der Gerechtigkeit und der Solidarität übergeordnet. Gelegentlich wurde von der CDU der Vorrang der Solidarität beansprucht; an anderer Stelle wird mit der Aussage, keiner der Grundwerte erfülle ohne die anderen seinen Sinn, Gleichrangigkeit behauptet. Dann aber kommt die überraschende Feststellung – der Programm-entwurf der CDU ist immer wieder für Überraschungen und Sprünge gut –, das Verhältnis der Grundwerte zueinander sei ständig dem Wandel unterworfen; Zeiten der Krise erforderten ein anderes Gleichgewicht als Zeiten ungestörter Entwicklung. Dieser Satz kann in seiner Tragweite überhaupt nicht überschätzt werden: durch ihn könnten die Grundwerte ihre Verbindlichkeit zugunsten der jeweiligen Opportunität und damit ihren Rang und ihre Funktion als Axiome der Politik verlieren. Es könnte dies auf einen Generaldispens von der kontrollierten Verwirklichung der Grundwerte hinauslaufen. Wo immer Werte-Relativismus und -relativierung beklagt wird: hier, im Programm-entwurf der CDU, wird er programmatisch statuiert. Wer da das Eplersche Begriffspaar vom Struktur- und vom Wertekonservativismus einführen wollte, würde sagen können: Also doch – wo immer die Struktur, die die Werte hält, zu klemmen anfängt, muß das Wertgefüge der zu eng gewordenen Fassung angepaßt werden. Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: Die Werterelativierung, die das CDU-Programm meint, ist etwas anderes als das praktische Erfordernis, in der Wirklichkeit vorhandene Grundwert-Defizite schwerpunktmäßig abzubauen, was in der Regel bedeuten wird, daß die (gestörte) Balance der Gleichrangigkeit der Grundwerte wiederherzustellen ist. Man muß *die Werte an sich* als gleichrangig festhalten, damit man in der konkreten Situation das Ungleichgewicht zu erkennen und im Sinne der

Wiederherstellung oder überhaupt der Herstellung des Gleichgewichts zu handeln vermag.

Für das CSU-Programm läßt sich die Frage nach der rangmäßigen Zuordnung der Grundwerte kaum beantworten. Die SPD geht, ich brauche das nicht weiter auszuführen, von der Gleichrangigkeit der Werte der Trias aus; wer Freiheit denkt, muß Gerechtigkeit und Solidarität stets mitdenken; wer Gerechtigkeit meint, muß Freiheit und Solidarität mitmeinen; wer Solidarität erstrebt, muß Freiheit und Gerechtigkeit mit erstreben – anderenfalls würde keiner dieser Begriffe vor den Kriterien seiner eigenen inneren Logik bestehen können. Im Orientierungsrahmen 85 heißt es dazu: Wer den notwendigen Zusammenhang der drei Grundwerte und ihre Gleichrangigkeit verkennt, höhlt sie aus und läuft schließlich Gefahr, sie – wie im Falle der totalitären Bewegungen – zu zerstören ...

Vor kurzem habe ich einen Redetext „Solidarität und Leistung“ von Hermann Lübke in die Hand bekommen, in dem es heißt, Grundwertedebatten seien Krisensymptome. Ich sage, der Mann hat recht – wenngleich in einem anderen Sinne, als er selbst wohl meint. Es soll nun nicht noch der Krisenbegriff erörtert werden; nur: wer sich auf das Denken über und das Politikmachen in der Orientierung an Grundwerten einläßt, läßt sich auf das Geschäft ein, eine stets defizitäre Wirklichkeit komparativisch auf ein Mehr an Freiheit, an Gerechtigkeit, an Solidarität hin verändern zu wollen. Er läßt sich auf das Geschäft der Kritik ein. Grundwerte sind ein kritisches Potential – davon soll auch die Grundwerte-Debatte zeugen.

Heinz Rapp

Quellen:

„Grundwerte in Staat und Gesellschaft“ mit Reden von Helmut Schmidt, Helmut Kohl und Werner Maihofer, Beck'sche Schwarze Reihe, Band 156, München 1977.

„Der Streit um die Grundwerte“, Tagungsbericht der Katholischen Akademie Hohenheim, Stuttgart 1976.

Manuskript einer Untersuchung von Thomas Meyer über das Grundwerteverständnis der Parteien (soll 1978 erscheinen).

Ausarbeitung von Hans-Jochen Vogel zum Verhältnis von Grundwerten und Grundrechten.

Themen und Meinungen im Blickpunkt

Kampfspiel als Lebenssymbol

Philosophisch-theologische Gedanken über das Fußballspiel

Ende dieses Monats beginnt die Fußballweltmeisterschaft in Argentinien. Ohne der Unzahl der publizistischen Begleitmusiken eine weitere hinzufügen zu wollen, macht der folgende Beitrag von Prof. Bernhard Welte (Freiburg) auf kaum bedachte Dimensionen des Fußballspiels und mög-

liche fundamentalanthropologische Ursachen seiner Beliebtheit aufmerksam. Das Fußballspiel wird dabei als Symbol menschlichen Zusammenlebens und menschlicher Konfliktaustragung von archetypischer Ausdruckskraft gedeutet. Der Text wurde erstmals vorgetragen in einem

Kreis lateinamerikanischer Stipendiaten und hat inzwischen über den Weibbischof von Córdoba, einer der Austragungsstädte der Weltmeisterschaft, auch in Argentinien Aufmerksamkeit gefunden.

Was wir im folgenden sagen wollen, gilt eigentlich für alle Kampfspiele, deren es sehr viele gibt. Aber es gilt für keines so sehr wie für das Fußballspiel. Gerade das Fußballspiel fordert eine Erklärung besonders seiner weltweiten Verbreitung und der ungeheuren Zahl der an ihm Interessierten, seiner Kraft, alle Schranken von Ständen und Klassen und sogar von Nationen zu überschreiten. Man rechnet mit mehr als 25 Millionen aktiver Spieler an jedem Wochenende, und dies aus 135 Ländern. Bei der Fußballweltmeisterschaft 1970 zählte man 700 Millionen Fernsehzuschauer. Bei den kommenden Weltmeisterschaften in Argentinien mögen es noch mehr sein. Man muß sich doch fragen: Woher dieses ungeheuere Interesse, diese Faszination des Fußballspiels? Warum setzt sich das Interesse an diesem Spiel durch inmitten all der oft großen und wichtigen politischen Nachrichten? Die Montagszeitung ist voll von Fußballnachrichten, obwohl es vielleicht genug des Politischen zu berichten gibt, das auch die Seiten füllen könnte. Der Fußball als der führende Sport konkurriert auf dieser Ebene mit großen weltgeschichtlichen Ereignissen. Also müssen wir fragen: Warum haben so viele hundert Millionen Menschen ein so intensives Interesse gerade an diesem Spiel?

Urbild menschlichen Verhaltens

Es ist klar, daß es ein Spiel ist. Es steht nicht im Kontext der vernünftigen rationalen Lebensregulierung. Es ist weder eine politische noch eine wirtschaftliche Veranstaltung. Es mag zwar nach diesen Seiten Wirkungen haben, aber durch sich selbst als Spiel steht es jenseits alles dessen. Wer im Kontext des vernünftigen rationalen Lebens und seiner Ordnungen dabei ertappt wird, daß er sich mit dem Fußballspiel beschäftigt, erscheint leicht ein wenig lächerlich. Und doch tun dies viele. Man sieht die Differenz der Ordnungen. Die eine ist die Ordnung des ersten Lebens, die andere ist die Ordnung des Spieles.

Wir suchen dieses faszinierende und rätselhafte Phänomen durch eine Hypothese zu erklären. Könnte es nicht sein, daß in diesem Spiel ein Urbild menschlichen Verhaltens sichtbar wird, das aufsteigt aus der Tiefe des menschlichen Bewußtseins, jenes Bewußtseins, in dem Menschen miteinander verbunden sind zu kollektivem Handeln? Könnte es nicht sein, daß hier ein archetypischer Dynamismus am Werke ist, etwas wie eine dynamische Anlage in der menschlichen Natur, aus der symbolische Bilder des Lebens aufsteigen? Vieles spricht dafür, daß es sich mit dem Fußballspiel so verhält. Dann ist es wohl so, daß das Spiel mit dem wirklichen Leben auf diese Weise verbunden ist, daß hier aus der archetypischen Prägung sich ein Symbol entwickelt und etwas zum Ausdruck bringt, was Men-

schlichen immer zu sehen und zu erfahren wünschen am menschlichen Verhalten im allgemeinen und was sie doch sonst nie rein zu sehen bekommen. Dann dürfen wir es betrachten als ein immer wieder faszinierendes Symbol der immer gesollten und gewünschten, aus der Tiefe der menschlichen Natur aufsteigenden Ordnung. Dies würde es erklären, daß dieses Spiel so viele Millionen Menschen so sehr betrifft, obwohl es nicht vernünftig im Sinne der alltäglichen Realität ist.

Betrachtet man das Fußballspiel als ein archetypisch geprägtes Symbol, dann erblickt man auch seine *Verwandtschaft mit dem Mythos*. Im Mythos wird ein einmaliges Ereignis erzählt als Symbol dessen, was immer wieder sich ereignet. Im Fußballspiel wird jedes einzelne Spiel so gespielt, als ob es das einzige wäre, was bedeutsam ist und als Bedeutsames geschieht. Aber das Spiel wird auch immer wiederholt und ist jedesmal wieder gleich bedeutsam, ohne daß je die Ermüdung der Einförmigkeit eintreten würde. Dies könnte darauf hindeuten, daß das Einmalige als das immer und immer wieder Bedeutsame gespielt wird, wie es im Mythos ist.

Versteht man das Spiel so, so haben wir zu fragen, was es als Symbol aussagen wolle.

Inhaltlich wird ja ein Kampf gespielt. Zwei Parteien stehen einander gegenüber, jede macht der anderen den Sieg streitig, und jede will ihn selber erringen. Daraus entsteht eine fortlaufende Reihe immer wieder neuer Kampf- und Konfliktsituationen.

Wie der Kampf ausgeht, wird jeweils erst durch ihn selber bestimmt und kann nicht im voraus mit Sicherheit gesagt werden. Darin liegt schon äußerlich das Spannende jedes Spiels. Der Sieger muß sich als solcher erst erweisen im Konflikt des Kampfes.

Der Kampf ist zwar ein Spiel, wie wir schon sagten. Aber innerhalb des Kampfspiels wird durchaus mit Ernst, ja mit Leidenschaft und mit dem Einsatz aller Kräfte und aller Geschicklichkeit gekämpft. Insofern ist es ein wirklicher Kampf, wenn auch im Spiel. Sonst wäre das Spiel langweilig, und es würde sein Wesen, nämlich seinen archetypischen und mythologischen Charakter, verlieren und damit auch seine Faszination. Man kann einen solchen Kampf mit seinen Konflikten den *Kampf der Rivalität* nennen.

Versteht man dies archetypisch, symbolisch und mythologisch, dann könnte es bedeuten: die Menschen stehen grundsätzlich in Kampffeldern der Rivalität mit ihresgleichen und in allen Konflikten, die dazu gehören. Menschen haben immer Gegner, und es kommt darauf an, ihnen den Sieg streitig zu machen und ihn selber zu erringen durch den am Gegner sich messenden Einsatz von Kraft und Geschicklichkeit. Das Spannende im Lebenszusammenhang ist dieses, wer schließlich als Sieger herauskommt und wem der Ruhm gebührt. Man kann es nicht vorher wissen, erst nachher. Darin eben liegt das Spannende des großen Spieles der Geschichte, obwohl es eigentlich immer dasselbe Spiel ist seit Jahrtausenden.

Die vielen Zuschauer des Fußballspieles schauen demnach

ihr eigenes Leben an im Symbol des Spieles. Dies erklärt zu einem großen Teil ihr Interesse.

Dies bedeutet aber für das Verständnis des Lebens: der Kampf der Rivalität mit seinen Konflikten soll und kann nicht ganz beseitigt werden aus dem Leben der Menschen. Er gehört zum menschlichen Leben. Er wird jeweils beendet durch Sieg und Niederlage, produziert sich aber dann bei der nächsten Gelegenheit wieder neu. Das Spiel scheint zu lehren, daß es einen Horizont legitimer Konflikte gibt. Dafür spricht, daß sich gerade unter Kindern ständige Rivalitätskämpfe entwickeln, und zwar gerade unter Geschwistern und Freunden. Dies spricht dafür, daß diese Produktion von Rivalitätskonflikten aus der Natur des menschlichen Zusammenlebens hervorgeht und also auch relativ unabhängig sein kann vom Anlaß.

Dafür spricht auch, daß die nationalen Epen, mit denen sich die Völker zu identifizieren pflegten, jedenfalls bis vor kurzem, und in denen sie ihre Identität ausgedrückt fanden, immer, soweit ich sehen kann, von Heroen, also von Siegern im Kampfe, erzählen. Dazu gehören die biblischen Geschichten vom Sieg Israels über die Völker Kanaans, die Heldengeschichte von David und Goliath, in der deutschen Sage die Geschichte Siegfrieds aus dem Nibelungenlied (aber auch die Geschichte des Grafen Luckner aus dem Ersten Weltkrieg und auch die Geschichte von Martin Fierro in Argentinien). Die Sieger im Kampf der Rivalität sind es, mit denen sich die Völker ähnlich identifizieren wie die Sympathisanten im Fußballspiel sich jubelnd identifizieren mit den Siegern im Kampf.

Kampfpuls und Kampfritual

Nun untersteht aber das Spiel einer Regel, sozusagen einem Ritual. Es darf nicht einfach darauflosgekämpft werden. Dies gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Spieles. Wir fragen, welches ist die Funktion und die Bedeutsamkeit dieses Rituals oder der Spielregel?

Deren Funktion liegt zunächst darin, die Chancen für beide Parteien, soweit sie objektivierbar sind, ungefähr gleich zu halten. Es spielt nicht eine starke Mannschaft gegen eine schwache. Sie liegt weiter darin, die räumliche und zeitliche Entfaltung zu regeln. Sie legt auch die Stärke der Mannschaften und die Funktion und Rolle ihrer einzelnen Mitglieder fest. Vor allem aber ist wichtig, daß die Regel oder das Ritual bestimmte Weisen des Kampfes erlaubt und andere verbietet. Und Verstöße gegen diese Regel werden mit Sanktionen belegt.

Das Ritual wird vom Schiedsrichter vertreten und geltend gemacht. Er wird von beiden kämpfenden Parteien anerkannt und wird selbst nicht umkämpft, wie er auch selbst nicht mitkämpft.

Dieses regelnde Ritual gibt einerseits dem Kampf und seinen Konfliktsituationen eine sinnvolle Form. Er macht als formendes Prinzip das Spiel erst möglich. Vor allem aber grenzt das Ritual eine sinnvolle Form des Konfliktaustrages von einer sinnlosen und bösen ab. Diese Unterscheidung ist für uns von großer Wichtigkeit.

Denn offenbar ist im Kampfspiel ein Impuls am Werk, der, für sich allein betrachtet, keine Grenze anerkennen würde. Darum treibt der Eifer des Kampfes immer wieder dazu, Grenzen zu überschreiten. Allerdings wird dann dadurch ein Strafstoß oder ein Platzverweis oder eine andere Sanktion provoziert.

Der Kampfpuls und das Kampfritual gehören offenbar zusammen und unterscheiden sich doch auf merkwürdige Weise. Das Ritual, von beiden Parteien anerkannt, bändigt den Kampfpuls, dieser, die Seele des Kampfes, scheint für sich allein unbändig. Die Bändigung des Kampfpulses durch das Ritual der Regel hält den Kampf in den Grenzen eines sinnvollen Spieles.

Diese bändigende Funktion des regelnden Rituals bringt aber zugleich einen qualitativen Unterschied an den Tag zwischen gleichwohl nahe verwandten Formen des Konfliktaustrages. Im einen Fall hat der Kampf seine Grenze. Es wird zwar gekämpft, aber die Kämpfenden sind fair zueinander, und sie sind zwar Gegner, aber keine Feinde. Sobald aber die Grenze überschritten wird, wird der Kampfpuls gleichsam blind, es wird foul gespielt, was als Möglichkeit jederzeit in der Luft liegt, und es entsteht also wenigstens punktuell eine ungebändigte Feindschaft, die auf Fairneß keine Rücksicht mehr nimmt und mit allen Mitteln den Gegner auszuschalten sucht. Der Kampf der Feindschaft ist der Intention nach rücksichtslos und total. Seiner Idee nach ist er sogar tödlich. Und er ist offenbar etwas qualitativ anderes als der faire Konfliktaustrag von Gegnern, die keine Feinde sind.

Das Ritual legt also diese qualitative Grenze fest zwischen dem Kampf der Rivalität von Gegnern und dem Kampf der Feindschaft von Feinden. Gekämpft wird in beiden Fällen, und doch ist es etwas ganz anderes, was in dem einen und was in dem anderen Fall geschieht.

Beide so qualitativ verschiedenen Bereiche sind freilich verbunden durch den Kampfpuls, der, wenn er nicht gebändigt wird, über die qualitative Grenze hinwegträgt und sie überspringt.

Das Wunschbild der großen Spielregel

Betrachtet man nun das Spiel unter dem Gesichtspunkt seiner Regulierung durch das Ritual wiederum als archetypisches Symbol kollektiven menschlichen Verhaltens, so gewinnt es einen neuen Aspekt. Es wird dann deutlich, daß hier nicht einfach das mythisch archetypische Bild des Lebens des Menschen untereinander, *wie es ist*, gespielt wird, vielmehr das Bild dieses selben Lebens, *wie es sein sollte*. Es wird ein Idealbild oder ein Wunschbild menschlicher Verhältnisse entworfen. Es könnte ein aus der archaischen Tiefe des Menschen aufsteigender Entwurf sein, der die Wirklichkeit zwar im Blick hat, aber gleichzeitig über sie hinausblickt und so für das wirkliche Geschehen des Lebens einen Maßstab entwirft, der nicht aus der Wirklichkeit abgeleitet ist, wohl aber sie beansprucht. Ist dies richtig gesehen, dann müßte es sich auch minde-

stens als immer wieder sich wiederholende Tendenz im wirklichen menschlichen Leben bemerkbar machen. Dies ist tatsächlich der Fall. Überall, wo Menschen zusammenleben und sich miteinander auseinandersetzen, entstehen *rechtliche Normen*, die wie Spielregeln von allen sich auseinandersetzenden Parteien Anerkennung verlangen und deren Sinn es ist, der Auseinandersetzung eine Form nach innen zu geben. Als Form macht dieses Recht das Zusammenleben und Zusammenstreben erst möglich. Zugleich zieht die rechtliche Regelung eine Grenze. Die Auseinandersetzungen sollen durch die Grenze davor bewahrt werden, zu entgleiten zu einer hemmungslosen Feindschaft und dadurch ihre Qualität zu ändern.

Freilich gewährleistet im allgemeinen Gange des Lebens nichts, daß die allen gemeinsame regulierende Basis, das rechtliche Regulativ oder Ritual, auch wirklich von allen anerkannt wird. Selbst bei den Zuschauern im Spiel geschieht es oft, daß sie diese Grenze überschreiten in ihrer leidenschaftlichen Anteilnahme. Aber das wohl geregelte Spiel der Rivalität ist die erfreuliche und erwünschte Gestalt des Spieles des Lebens, wenn es auch im Leben eher das seltene ist. Das Fußballspiel weist darauf hin.

Vor allem sehen wir im geschichtlichen Zusammenleben der Menschen, daß die den Parteien übergeordnete rechtliche Ordnung, also die große Spielregel, immer wieder umgestürzt wird durch revolutionäre Vorgänge. In ihnen erhebt sich eine Partei gegen die bestehende Ordnung, denunziert diese als ungerecht und stürzt sie um. Sie wird dadurch de facto eigenen Rechts und dem Anspruch nach souverän.

Souveräne Gruppen bilden auch die modernen Staaten. Sie haben keine bindende Instanz über sich, und so fragt man gerade auf dem souveränen Niveau nach der bindenden Spielregel, dem mäßigen Ritual. Aber gerade auf dieser Ebene ist die Gefahr groß, daß die Auseinandersetzung der Souveräne zu hemmungsloser und tödlicher Feindschaft entartet.

Doch gerade in diesem gefährlichen Spiel der Kräfte und der Gegensätze ist zu beobachten, daß eben immer wieder nach einer bändigenden Regel, nach einem formenden Ideal wenigstens gesucht wird, das es möglich machte, die Hemmungslosigkeit der Feindschaft zu begrenzen und diese im Rahmen einer offenen und im Grunde kameradschaftlichen Gegnerschaft zu halten. Im Wahlkampf sucht man Kampfregeln der gegenseitigen Fairneß. Im Mittelalter suchte man den Gottesfrieden und den Landfrieden, d. h., bestimmte Personen, Orte und Zeiten wurden vom Kampf freigehalten. Die Genfer Rote-Kreuz-Konvention ist gleichfalls ein solcher Versuch, auf souveräner internationaler Ebene mäßigend zu wirken. Die Deklaration der Menschenrechte durch die UNO, die in die Verfassungen fast aller modernen Staaten eingingen, gehören gleichfalls in diese Ordnung. Und auf höchster Ebene sind die so merkwürdigen SALT-Gespräche zwischen den Atomgroßmächten USA und UdSSR ein Zeichen dafür, daß immer wieder nach der Goldenen Regel gesucht wird, die die tödliche Feindschaft bändigend zu einem humanen Spiel

von fairen Gegnern. Es scheint mir überaus charakteristisch zu sein, daß die Menschheit aus einem aus der Tiefe des Menschenwesens aufsteigenden Impuls immer wieder die kostbaren Spielregeln zu finden und zu entwerfen sucht, das geheimnisvolle Ritual, das es möglich machte, das gefährliche Spiel der menschlichen Auseinandersetzungen in die höhere humane Qualität zu erheben.

Allerdings gelingt diese Suche nach dem heilenden Ritual immer nur ansatzweise und nie dauerhaft und vollständig. Gleichwohl ist dieses tastende Suchen und Entwerfen das Notwendigste, was es im Gange des geschichtlichen Prozesses zu tun gibt, und es ist allemal schon viel gewonnen, wenn wenigstens etwas auf diesem Weg gelungen ist und wenigstens für eine begrenzte Zeit die Auseinandersetzung zwar lebhaft, aber friedlich sein kann.

Alle diese notwendigen Bemühungen sind freilich von der Tragik überschattet, daß sie über kurz oder lang scheitern müssen unter dem immer wieder aufflammenden Druck hemmungsloser Machttriebe.

Diese Dialektik der Geschichte, sich immer wieder befrieden zu wollen und es nie ganz zu können, wirft ein neues Licht auf die zu vermutende symbolische Bedeutung des Fußballspiels. Hier wenigstens, in diesem Spiel, kann angeschaut werden, was immer gesucht und nie ganz gefunden wird: die Auseinandersetzung um den Sieg mit allem ihrem Temperament und aller Spannung, aber unter Bewahrung des Friedens der kameradschaftlichen Rivalität. Dies macht vielleicht die eigentliche Faszination dieses Spieles aus: daß hier das immer Gesuchte und immer Gewünschte lebendig und leibhaftig vor Augen geführt wird und daß hier wenigstens im Symbol gelingt, worauf es im Leben immer ankäme. Der mythische Archetyp, an dem alles geschichtliche Leben bemessen wird und bemessen werden muß, wird wenigstens als Spiel Wirklichkeit.

Antizipation erhofften Lebens

Ist dies einigermaßen richtig gesehen, dann erlaubt und ermöglicht es sogar eine *theologische Deutung*. Dann ist das Spiel ein Ausdruck des Prinzips Hoffnung – eines Prinzips, das ja schon vor Ernst Bloch als christliches, eschatologisch orientiertes Prinzip in Geltung war und weiter in Geltung ist –, eine Antizipation einer erhofften Form des Lebens, die ebenso als lebendige erhofft wird wie als friedliche, einer Form des Lebens, die in ihrer Friedlichkeit nicht langweilig sein müßte aus Mangel an lebendiger Auseinandersetzung und die in ihrer Lebendigkeit und Kühnheit doch niemals feindselig würde. Ist dies nicht eine Antizipation dessen, was in der Bibel als Reich Gottes heißen ist?

Jedenfalls wirkt diese Hoffnung und ihre Antizipation im geschichtlichen Prozeß als beständige Aufgabe und Verpflichtung. Es sind immer wieder Realisierungsformen des Erhofften zu entwerfen und in die Wirklichkeit einzusetzen als Möglichkeiten friedlichen Lebens und friedlichen

Sichauseinandersetzens, ja friedlichen Kämpfens. Aber auch diese Realisierungen der Hoffnung und nicht nur das Spiel werden ihrerseits stets Antizipationen bleiben, und die Hoffnung wird so innergeschichtlich nie ganz ausgefüllt werden. Sie muß also über alle Geschichte hinaus hoffen, um als Hoffnung bleiben zu können. Die Hoffnung und ihre Antizipation verlangen reale Gestaltung in der Geschichte, sie nehmen die Menschen in der Geschichte in Pflicht und Anspruch, aber sie weisen schließlich über alle Geschichte hinaus in das Geheimnis, das größer ist als

alles Menschliche und das doch alles im Menschen erst ganz menschlich zu machen vermag, ins Geheimnis Gottes und seines Reiches, auf das wir hoffen und um das wir beten.

Dies ist, wie mir scheint, die theologische Seite jener menschlichen Verhältnisse, die wir aus dem Spiel, verstanden als mythischen Archetyp, abzulesen suchten. Als Ausdruck dieser Hoffnung könnte also selbst etwas ausgesprochen Profanes wie das Fußballspiel seine verborgene theologische Seite haben. *Bernhard Welte*

Tagungen

Liturgie als Prüfstein des Dialogs?

Zu einer christlich-jüdischen Tagung in Aachen

Der christlich-jüdische Dialog ist – zumindest hierzu-lande – ein Paradebeispiel für systematisch verzerrte Kommunikationsbedingungen. Obwohl theoretisch die fundamentale Bedeutung der Begegnung mit dem Judentum bewußt ist, obwohl weithin auch gesehen wird, welche wichtige Funktion das christlich-jüdische Gespräch für den Dialog zwischen den christlichen Kirchen hat, obwohl seit Jahrzehnten Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit sich für die „größere Ökumene“ engagieren, obwohl es offizielle Texte der großen Kirchen (von der „Judenerklärung“ des Zweiten Vatikanums bis zur EKD-Studie „Christen und Juden“) gibt – die christlich-jüdischen Beziehungen liegen im argen. Die amtlichen Verlautbarungen scheinen im großen und ganzen Absichtserklärungen geblieben zu sein, die christlich-jüdischen Gespräche blieben eine Sache von Spezialisten, noch dazu häufig von „Spezialisten“, die entweder keine ausgewiesenen Fachleute oder nicht wirklich repräsentativ für ihre Glaubensgemeinschaft sind – oder auch beides.

Das schwierige Gespräch

Zweifellos ist der Dialog auch dadurch belastet, daß Gesprächsbereitschaft beim Judentum nicht einfach vorausgesetzt werden kann. Ein ganzes Bündel historischer und religiöser Ursachen hat dazu geführt, daß jüdische Offenheit für die Begegnung mit dem Christentum eher das Nichtselbstverständliche ist. Das theologisch-religiöse *Bewußtsein der eigenen Identität* dürfte einer der Gründe dafür sein (der „Ölbaum“ hat es sozusagen nicht nötig, sich mit den „wilden Schößlingen“ zu befassen), der in den verschiedenen innerjüdischen Richtungen allerdings

unterschiedlich stark ausgeprägt ist. Ein weiteres wichtiges Moment ist das *Missionstrauma* (vgl. HK, April 1978, 167), das die zahlreichen Versuche der Zwangsbekehrung im Lauf der Geschichte hinterlassen haben. Das Mißtrauen, Christianisierungsversuche könnten sich als Gesprächsbereitschaft maskieren, bleibt deshalb ein nicht zu übersehendes Datum. Über die Belastung, die die *Erinnerung des Judentums an seine Geschichte in der christlichen Welt* darstellt, braucht man keine Worte zu verlieren. Es dürfte aber wichtig sein, daß man sich christlicherseits darüber Gedanken macht, welch heikles Thema das Gespräch mit den Christen für die Mehrzahl der Juden nach wie vor ist – sofern es überhaupt ein Thema für sie ist.

Das durchschnittliche christliche Bewußtsein – auch das theologische – nimmt seinerseits die jüdische Überlieferung meist nicht zur Kenntnis oder verhält sich in seltsam widersprüchlicher Weise zu ihr: in der Fortschreibung eines untergründigen, latenten oder auch offenkundigen *religiös-theologischen Antijudaismus* oder in einem romanisierenden *Philosemitismus des schlechten Gewissens*. Beide Haltungen nehmen den jüdischen Partner nicht ernst und verweigern den Dialog, der diesen Namen verdienen würde. Die letztgenannte Spielart des Philosemitismus ist überdies häufig eher eine politisch und geschichtlich motivierte Sympathie für den Staat Israel als religiöses Interesse für jüdisches Glaubensleben und jüdische Theologie.

Diese merkwürdige Ambivalenz zwischen verborgenem religiösem Antijudaismus und ästhetisierendem bzw. politisierendem Philosemitismus hat natürlich ihre Ursachen in der jüngsten deutschen Vergangenheit, die identisch ist mit dem Ende des europäischen Judentums. Diese Ver-